

(Nachdruck verboten.)

10]

## Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Grabow kehrte wieder um und fragte teilnehmend:

Er kehrte wieder um und fragte teilnehmend:

„Geht's Ihnen jetzt besser?“

Sie rieb sich die Augen, gähnte herzhaft, dann sagte sie ziemlich vernüfft.

„Mir scheint, ich hab ganz fest geschlafen. — Ach, hören Sie, morgen muß ich spielen. Da kommen Sie doch hin? Bitte, bitte, kommen Sie.“

Grabaus überlegte.

„Ich habe mich mit einem Freund verabredet.“

„Nehmen Sie den doch mit! Ich schicke Ihnen zwei Billets. — Nachher speisen wir zusammen und plaudern noch ein bißchen. — Ich mag nicht gleich nach Haus fahren, aus dem Theater.“

„Ja, wenn ich meinen Freund mitbringen darf? Er ist ein Lieber, guter Mensch.“

„Gibt es das — gute Männer?“ fragte Maggie elegisch. Aber dann sprang sie auf und sagte enthusiastisch: „Ja, ja es gibt, Sie sind ein solcher. O, ich danke Ihnen. Sie haben mich wunderbar getröstet. Sie haben ernsthaft mit mir gesprochen. Und das brauch ich! Alle behandeln mich, als wenn ich ein leichtsinniges Ding wäre, wie ein Kind. Aber Sie — nicht wahr — Sie nehmen mich ernst?“

„Ja,“ antwortete Grabaus und konnte doch ein leises Lächeln nicht unterdrücken.

Maggie gab ihm die Hand. Dann ging er.

Wie in seinem Leben war Grabaus beim Ankleiden so sorgsam vorgegangen, nie war er zugleich so verzagt gewesen wie heute. Er kämte sich Bart und Haar, wusch sich zum drittenmal die Hände, beschaute sich mit hochgehaltenem Licht im Spiegel wie ein junges Mädchen. Doch plötzlich stellte er das Licht beiseite und setzte sich gedankenschwer auf einen Stuhl.

Was ist das alles? dachte er. Bin ich denn ein Ged? Glaube ich denn, daß ich ihr besser gefalle, wenn ich mich wie ein Affe herausputze? Wozu gehe ich überhaupt dort hin? Was einmal schön war, kehrt nie zum zweitenmal so wieder. Mädchen umringen sie, sie muß die Welt dumm spielen, und ich — ich werde steif, verschlossen und tief enttäuscht sein. Der eine Augenblick damals hob uns plötzlich empor, aus aller Umwelt, aller Konvention. Und wenn ich sie sehen will, wie sie wirklich ist, dann sollte ich lieber in den Tiergarten gehen und in die Sterne sehen.

Es klopfte, und der junge von Sellen trat ein. Grabaus sprang auf.

„Nun, schon gestiefelt und gespornt?“

„Ja. So weite Wege lassen sich schwer abschätzen. Und ich wollte lieber zu früh als zu spät kommen. Aber beeilen Sie sich, bitte, nicht. Wir haben noch Zeit genug.“

Er legte den Mantel ab, und da die beiden Rohrstühle mit Kleidungsstücken und Tüchern bedeckt waren, setzte er sich behaglich auf den Betrand. Die wenigen Tage hatten ihn schon verändert. Sein Gesicht sah förmlich aufgeblüht aus und zeigte besonders jetzt, nachdem er sich den ganzen Tag in den Parks von Potsdam umhergetrieben hatte, die frischesten Farben.

„Na,“ fragte Grabaus, „wie fühlen Sie sich denn im Frack? Ist das nicht ein bißchen ungewohnt?“

„Ungewohnt und — ach Goff, was sind wir Menschen doch für Scheinwesen. Ich stehe nun mit meiner Wirtin so intim, gehöre förmlich zur Familie. Jeden Morgen kommt sie zu mir herein, räumt auf, klagt ihr Leid, fragt mich um Rat. Als ich krank war, hat sie mich gepflegt. Und ihre Kinder — na, die betrachten meine Wude einfach als ihr Reich, spielen da, bringen sich Besuch mit, klettern auf mir herum. Aber heute... Ehe ich ging, wollte ich noch was essen und schellte. Die Wirtin kommt herein. Aber wie sie mich im Frack sieht, stellt sie förmlich erschrocken die Lampe auf den Tisch. Das Kleinste läuft mir entgegen, aber die ältere Schwester weist sie zurück. „Wiste verrückt, willst du 'n Herrn schmutzig machen?“ sagt sie,

Sonst war ich immer der Onkel, jetzt wurde ich plötzlich der Herr. Was aber das Dummsie war, ich selbst sah sie in diesem Moment mit anderen Augen an. Nie waren mir die armen Würmchen so schmutzig und verwahrlost vorgekommen. — Ich hab mich geschämt, hinterher.“

„So ist der Mensch. Wir werden immer ein wenig, was wir scheinen. — Aber hören Sie mal, ich habe mich da verleiten lassen, mir so ein neumodisches Ding von Krawatte zu kaufen, einen Selbstbinder. Kennen Sie sich mit dem Zeug aus?“

„Das habe ich, Gott sei Dank, noch auf der Schule gelernt,“ erwiderte Wolf lachend. „Wenn Sie erlauben — halten Sie bitte mal den Kopf hoch!“

Nach allen Regeln der Kunst band er ihm die Krawatte um, worauf Grabaus sich recht ermutigt ein letztes Mal im Spiegel besah. Da es in der Lat noch ziemlich früh war, bestellte er eine Flasche Wein und ein paar Butterbrote. Während sie sich stärkten, geriet ihr Gespräch im Nu auf Dinge, die weltweit von dem ablagen, was sie heut abend vorhatten. Als Wolf dann nach der Uhr sah, war eine Stunde vergangen, und war es höchste Zeit. Sie zogen schon die Mäntel an, da sagte Grabaus:

„Wie wär's, wenn wir überhaupt nicht hingingen? Wir suchen uns irgend ein stilles Lokal und plaudern da gemütlich weiter?“

„Aber — ich habe meiner Schwester versprochen zu kommen und dann — möchte ich auch gerne Fräulein Thön wiedersehen.“

„Kommt die denn auch hin?“

„Sie sagte wenigstens —“

„O dann!“ lachte Grabaus.

„Ach es ist nur — wir sprachen doch an dem Abend über Grillparzer. Und da ist mir noch etwas eingefallen, was ich ihr gerne sagen möchte.“

„Kommen Sie! Kommen Sie! Uebrigens war's nur Scherz, wir gehen natürlich hin.“

Schnell eilten sie die Straße hinunter und schwangen sich dann in eine Pferdebahn.

Stattliche, höchst dekorative und würdige Diener nahmen ihnen am Eingang des Reichstages die Karten ab. Die Garderobensänder waren bereits überfüllt.

„Hat's schon angefangen?“ fragte Grabaus.

„Nein, aber es muß gleich beginnen,“ erwiderte die Garderobensfrau.

Klopfenden Herzens eilten die beiden die Treppe hinauf. Leuchtend weiß lag die Wandelhalle vor ihnen mit den Marmorsäulen und Wänden. Das Gemimmel der Menschen verschwand fast in diesem gewaltigen Raum. Ein Gefühl der Kleinheit ergriff Grabaus. Mandernde Gruppen standen hier und dort, alte, häßliche Damen in kostbaren, geschmeidegestrohten Toiletten, bei denen die Schleppe gut machen mußte, was das Gesicht verdarb, junge Frauen mit rofigen Wangen und Schultern, deren Gewänder nur wie ein natürlicher Schmuck ihrer selbst erschienen, Herren im Frack mit künstlich interessanten Mienen, Offiziere in ordensgeschmückten Uniformen. Es war das erstemal, daß die Reichstagsäle für eine öffentliche Festlichkeit hergegeben waren. Aber die umherstehende, plaudernde, auf- und abwogende Menge schien sich hier schon ganz zu Haus zu fühlen. Selten, daß irgend ein Beschauer eine Meinung äußerte. „Sehr nett, sehr hübsch.“ „Hat auch 'ne schöne Stange Geld gefostet.“ Den meisten lag offenbar an der Wirkung ihrer Person in diesen Räumen viel mehr als an der Wirkung der Räume selbst.

In einer Ecke entdeckte Grabaus unversehens den Ministerialdirektor Wohlbold. Ganz unscheinbar sah er aus zwischen all dem glänzenden Getier, mit dem kurzen Ordenskettchen auf dem Frack. Wie immer steckte die eine Hand in der Hosentasche, und Grabaus sah vor sich den riesigen Hauschlüssel, mit dem sie spielte. Wohlbold sprach lebhaft mit einem älteren Herren, geschäftliche Angelegenheiten wie es schien, seine Augen lagen halb geschlossen in dem groben, undurchdringlichen Gesicht, nur als eine hübsche, tief dekolletierte Frau dicht an ihm vorbeiging, verklärten sie sich, wie der Blick eines Feinschmeckers, dem unverhofft ein leckerer Bissen auf die Zunge gerät.

Plötzlich klopfte jemand Grabaus auf die Schulter.

— 'n Tag! 'n Tag! Du noch hier? Ich denke, Du wärst längst wieder in Deinem Nest."

Er erkannte Fritz Gebhard, schüttelte ihm die Hand, aber ehe er noch etwas antworten konnte, war der Maler schon wieder verschwunden.

"Wir sehen uns ja noch!" rief er ihm nach.

Grabaus hatte seinen Arm unter den Wolfs gelegt, die beiden schoben sich durch das Gewühl, indem sie eifrig umherpähten.

Auf einmal erblickte Grabaus Marie Luise.

"Dort hinten steht Ihre Frau Schwester. Wollen Sie sich nicht begrüßen?"

"Aber natürlich, wenn ich nur wüßte, wo?" entgegnete Wolf harmlos.

Sie mußten einen weiten Bogen machen, um dorthin zu gelangen. Viele Reihen von Stühlen, Menschen, die sich hier besonders drängten, trennten sie von der Gruppe, in der Marie Luise sich befand. Endlich hatte Wolf seine Schwester erkannt, Grabaus folgte ihm langsam, blind für alles, was ihn umgab, nur die eine, noch ferne Gestalt sehend. Mit jedem Schritt, den er sich ihr näherte, schlug sein Herz gewaltiger.

Während der letzten Tage hatte er auf den Straßen immer die Balltoiletten anschauen müssen, die in den Auslagen der eleganten Modeläden prangten. Früher war er an solchen Schaufenstern achlos vorbeigegangen, jetzt aber zogen sie ihn magnetisch an. In Weiß, in Rosa, in Fraise, in Creme, in allen möglichen Farben und Stoffen hatte Marie Luise dann seiner Phantasie vorgeführt. Als er sie nun aber wirklich sah, in dem Kleid von türkisblauer Seide, aus dem weiß wie der Marmor der Wände, doch tausendmal zarter, ihre Schultern herauswuchsen, um den Hals ein schmales Sammetbändchen, mit einem einzigen großen Brillant darauf, da hatte er augenblicklich das unumstößliche Gefühl, daß sie ein anderes Kleid gar nicht hätte tragen können.

Wolf begrüßte Schwester und Schwager. Und jetzt reichte Marie Luise auch Grabaus die Hand. Dieser machte nur eine tiefe Verbeugung. Sagen konnte er kein Wort. Mit aufrichtiger Freude schüttelte der Major ihm die Rechte.

"O, das ist ja ausgezeichnet! Nun können wir Ihnen schon hier gleich danken. — Aber sagen Sie mal, haben Sie schon Platz? Es wäre doch nett, wenn wir beisammen blieben. Uebrigens — erlauben Sie —"

Eine Menge Namen, mit Titeln und Würden belastet, umschwirrten die beiden, die sich blindlings nach rechts und links verneigten.

"Wolf, vielleicht könntest Du noch ein paar Stühle ergattern," sagte der Major zu seinem Schwager, nachdem das Vorstellen erledigt war.

Während dieser sich dienstfertig zu suchen anschickte, wandte Marie Luise sich an Grabaus. Unmerkliche Befangenheit lag in ihrem Ton, als sie nach kurzem Zögern sagte:

"Seltsam, dies Zusammentreffen mit meinem Bruder."

"Ja — seltsam," erwiderte er mit verlorenem Blick.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Aus blutigen Maientagen.

II.

In der Fieberglut des Kampfes, so kann man erklärend und entschuldigend sagen, wird der Sanfteste zum Scheusal; da lebt die Bestie im Menschen auf und treibt ihn zu unerhörtester Gewalttat.

Aber die Truppen der Versailler "Ordnungsmänner" haben nicht nur während des Kampfes bandalisch gehaßt, sondern gerade nach dem Kampfe ihre schimpflichen Rache-Orgien gefeiert. Unbeteiligte und wehrlose Menschen haben sie zu Hunderten aus reiner Blutgier hingebracht. Und die Formen eines gefälligen Verfaßens haben sie schließlich in der niederträchtigsten Weise nur vorgebeugt, um ihren bestialischen Trieben immer neue Opfer zu verschaffen. Man muß jeden Gefühls für Recht und Gerechtigkeit bar sein, wenn man die Schlüsselkapitel aus Lissagarahs "Geschichte der Kommune" liest, ohne vor Empörung über die Untaten der "Ordnungsmänner" aufzufahren!

Hören wir einiges, was Sinisty aus dem Munde eines Mannes vernahm, der jetzt französischer Konsul im Orient ist, im Jahre 1871 aber als Gefangener der Versailler zuerst nach Satory, dann weiter geschleppt worden war. Er befand sich in einem Zuge von Gefangenen, der von Truppen unter dem Befehle eines Majors von den reitenden Jägern nach Versailles eskortiert wurde. Dieser Major machte sich zuerst das Vergnügen, seine Gefangenen gewissermaßen zu sortieren: er stellte sie in Gliedern zu vier Mann auf, immer so, daß die besser gekleideten möglichst unsichtbar gemacht wurden, kam es ihm doch darauf an, die Kommune kämpfer als den "Abhub der Gesellschaft" erscheinen zu lassen. Auch Frauen gab es unter den

Gefangenen, ja sogar ein armes Ding von fünfjährigem Mädchen wurde mitgeschleppt! Als ein Bürger namens Dauban, der später ein gehäßiges Buch über die Kommune geschrieben hat, das sah, bat er, empört über so viel Unmenschlichkeit, ihm das Kind anzuvertrauen; aber er wurde brutal zurückgeschleudert, und der jammervolle Zug ging weiter. Von Zeit zu Zeit ritt der Major die Reihen entlang und schrie den Gefangenen zu, daß der geringste Laut des Unmutes oder die kleinste Aufsehnung mit einem Revolver schuß beantwortet werden würde!

Erst in Passy, auf halbem Wege nach Versailles, wurde eine kurze Rast gemacht und auf je zwei Mann ein Brot ausgeteilt. Dann ging's wieder vorwärts. Hinter Saint-Cloud konnten die meisten sich kaum mehr aufrecht erhalten; es entstand ein Gemurmel in den Reihen, man rief: "Halt! halt!" Der Major warf seinen Gaul herum, griff nach seinem Revolver und schrie: "Der erste, der das Maul aufmacht . . ." Aber auch diese Drohung versank nicht mehr; in den gequälten Menschen erwachte der Geist der Revolte . . . Da brach ein Duzend Gendarmen aus irgend einem Versteck heraus zur Verstärkung der Bedeckungsmannschaften. Ein Gefangener, dessen Kräfte zu Ende gingen, stürzte nieder und konnte nicht wieder aufkommen . . . Ein Unteroffizier riß ihn seitwärts heraus und zerschmetterte ihm den Schädel durch einen Pistolenschuß . . . Ein Schrei des Entsetzens ertönte aus den Gliedern . . . Weiter . . . Weiter . . .

Endlich am Tore von Versailles. In dem Hirn des Majors schien eine ganz besondere Idee aufzutanken. Ein scharfes: "Halt!" Dann ein anderes hartes Kommando: "Auf die Knie vor Versailles!" Erstarrt standen einen Augenblick die Gefangenen, dann aber mußten sie auf die Knie herunter, mußten sich in den Staub erniedrigen und der "Hauptstadt der Ordnung Abbitte leisten."

"Auf die Knie vor Versailles!" . . . Weiter . . . Weiter . . . Es ging durch die Straßen der alten französischen Königsstadt. Dort drängte sich der Bourgeois-pöbel an die Gefangenen heran, bespöte und beschimpfte sie, überschüttete sie mit Steinwürfen und Stochschlägen! Die Drecksellen von "Ordnungsbrüdern" wollten ihre Rache haben.

Als der Zug vor dem Schlosse angekommen war, beschloß der Major eine Wiederholung seiner Erniedrigungsprozedur. Ein neues "Halt!" Dann: "Auf die Knie vor Ludwig XIV!"

Und begeistert, besessen, applaudierte die entmenschte Bourgeois-herde, als sich die Gefangenen unter dem Zwange der Kolbenstöße und Bajonettspitze wieder wie zur Anbetung niederwerfen mußten!

Wer Lissagarahs Schilderungen gelesen hat, weiß, wie es in den Massengefängnissen herging, in denen man wahllos die Opfer der losgelassenen Soldateska zusammengepfertcht hatte, bevor man daran ging, sie niederzuzumeheln.

Der Regen weichte im Lager auf Satory den lehmigen Boden auf; die Nächte waren fürchterlich; niemand durfte sich auch nur erheben; die Kälte und das Fieber schüttelten die Gefangenen — die geringste Bewegung nur, und die Schildwache schoß blindlings in den Hausen hinein!

Eines Morgens, so erzählt der oben schon genannte Konsul Herr Sinisty, kam ein Gendarmerie-Offizier in Begleitung eines Priesters und durchseelte juchend die Reihen der Gefangenen.

"Er ist ein prächtiger Mensch," so hörte der spätere Konsul den Priester sprechen, "bei St. Peter auf dem Montmartre war er Küster . . . Er mußte aus der Kirche flüchten und eilte zu seiner Schwester in die Valoisstraße . . . Ganz sicher ist er nur aus Versehen verhaftet worden, oder es liegt eine Verwechslung vor . . ."

"Na, das werden wir bald haben, Herr Pfarrer, der Schaden soll rasch wieder gut gemacht werden," entgegnete eifrig der Offizier. Plötzlich stieß der Priester einen Schrei aus.

"Ach, der Unglückliche!"

Er hatte den Küster von St. Peter gefunden. Der aber lag kalt und steif, lang ausgestreckt am Boden und war tot. In der Seite hatte er ein kleines Loch. Man riß ihm das Gewand auf . . . auf der Brust trug er sein Stapulier . . . In der Nacht hatte er sich einmal aufgerichtet, und man hatte auf ihn geschossen . . .

"Wer hat je einen einzigen Gefangenen in Paris unter der Regierung der Kommune gepeinigt? Welche Frau ist umgebracht oder insultiert worden? Welcher dunkle Winkel der Pariser Gefängnisse hat eine einzige der tausend Torturen verborgen, die zu Versailles am hellen Tage stattfanden?"

Die Soldschreiber des Kapitalismus scheuen die historische Wahrheit wie glühendes Eisen. Sie werden fortfahren, ihre Lügen und Verleumdungen über die Pariser Kommune zu verbreiten. Im Herzen des Proletariats aber leben die Selben und die Opfer jener blutigen Maientage fort! —

## Kleines feuilleton.

19. Männe. "Zum Donnerwetter, was ist denn hier passiert?" Des Vaters Stimme dröhnte durch das ganze Haus und schreckte die Familienglieder in den entlegensten Ecken auf. Die Mutter sprang vom Stuhl so hastig auf, daß alle Strumpfpäden übereinander

und durch das ganze Zimmer krabbelten; die beiden Gymnasiasten ließen die Schularbeiten, Erna brach ihre Cernyschen Studien mit einem schrillen Misstakt ab, selbst die Köchin kam herbeigelaufen, noch mit dem Handtuch und einer halbnaßen Terrine in der Hand.

„Nu seht Euch mal die Bescherung an!“  
Des Vaters Augen flammten, und sein Gesicht war braunrot. Die Mutter und die anderen stießen fast gemeinsam einen Ruf der Enttäuschung aus.

Es war in der Tat „eine Bescherung“. Die Dibandede, vom Sofa gerissen und durch die ganze Stube geschleift, hatte sich um einen Nippetisch gewickelt und ihn umgerissen; die kostbare Vase lag in Scherben, der schöne Rosenstrauch, der darin gestanden, war gelüht und entblättert, auf dem hellen Smyrnatteppich aber hatte das Wasser einen großen dunklen Fleck gezeichnet.

„Das war Männer,“ sagte Erna, nachdem sich der erste Schreck gelegt. Sie sagte es in einem Ton, daß es ebenfogut heißen konnte: „Na, gebt Euch drein!“

Der Vater warf ihr einen vernichtenden Blick zu: „Zatwohl, das war Männer; ja, das war sie mal wieder, Eure elende Köle! Wo ist es denn überhaupt, das Vieh? Kommt mal her — du verdammter Kötter!“

Der Horn übermannte ihn. Er griff nach dem Lineal auf dem Schreibtisch und wandte sich nach dem Wohnzimmer; aber da erhob sich plötzlich eine Mauer — sechs Hände streckten sich ihm entgegen, ein Zetergeschrei brach los:

„Ach nein, nicht hauen, Papal! Du darfst Männer nicht hauen!“

„Oskar, Du rührst mir den Hund nicht an! Du wirst immer gleich so grob . . .“

„Gar nicht grob genug werden kann man! Solche Köle, solche elende!“

„Oskar, Deine Roheiten . . .“

„Papa, das ist ja empörend! Das arme, kleine Tier!“

„Papachen, ach Papachen, laß doch man Männer gehn!“

„Mag, bring den Hund weg, damit er ihn nicht kriegt!“

Mag hatte den Gedanken der Mutter offenbar schon erraten bevor sie ihn ausgesprochen: aus dem entferntesten Teil der Wohnung hörte man seine angstvolle Stimme schrillen: „Männer, Männchen, Tadelchen! Herrchen will hauen! Kommt doch, Tadelchen!“

„Papachen, Papachen!“ Hans umklammerte des Vaters Knie. Der Vater schleuderte das Lineal auf den Schreibtisch zurück und warf sich in einen Sessel . . .

„Dann macht meinethwegen, was Ihr wollt. Ihr seid ja verrückt mit Eurer Köle!“

„Unsere Köle? Das ist Deine auch . . .“

„Zatwohl . . . ja — a!“

„Wer hat ihn denn ins Haus gebracht, Du oder ich?“

„Und wer kann sich nicht von ihm trennen, Ihr oder ich?“

„Zatwohl, Du könntest es natürlich, Du wärst so roh, 'n Hund wegzugeben, den man lieb hat!“

„Wenn das Schandvieh alles verdirbt und kaputt macht! Vorige Woche zertrakt es die Betten, gestern knabbert es die Lüren an, heute die Vase und die Decken — aber jetzt kommt er raus! . . .“

„Zatwohl, jetzt kommt er raus!“ Die Augen der Mutter begannen gleichfalls zu sprühen:

„Er soll auch raus, schon bloß, um ihn vor Deinen Roheiten zu schützen.“

„Meine Roheiten — ist gut!“ Der Vater lachte krampfhaft. Erna schrie auf: „Nein, Mama, Männer darf nicht weg! Wenn mein Männchen wegkommt, dann sterbe ich.“

Sie presste das Taschentuch vor's Gesicht.

„Verrückt bistel!“ sagte der Vater wütend.

„Oskar, nun brutalisiere uns auch noch, wie Du den armen Hund brutalisieren willst.“

Die Mutter schlug die Hände zusammen. „Was kann denn überhaupt das Tier dafür? Solch armes Tier tut nur, wie es klug ist. Wer hat denn die Salontür aufgelassen, daß er reinkam? Das war doch wieder das Schaf, die Auguste.“

„Wer, ich? Die Köchin stimmte in ihrer Entrüstung die Hände so hastig in die Seiten, daß die Terrine auf den Fußboden kollerte und in hundert Scherben sprang.“

„Und nun schlagen Sie auch noch meine Terrine kaputt, Sie Gans!“ Die Mutter machte eine Bewegung, als wollte sie ihr ins Gesicht springen. „Meine echte Terrine! Ach meine echte Terrine! Die werden Sie ja bezahlen . . . Sie, Sie niederträchtige Pute . . .“

„Nanu? Am Ende auch noch ausschimpfen?“ Das Mädchen rechte sich: „Schimpfen Sie doch Ihre olle Dredtöle, die mit ihre Kommodenbeene! Der Herr hat ganz recht . . .“

„Was? Sie wollen sich hier auf den Herrn berufen? Sie . . . Sie . . . Oskar, was hast Du denn mit dem Frauenzimmer? . . . Oskar! Du . . .“

„Aber Mariechen!“ Der Vater hielt sich die Ohren zu. „Das ist ja zum Verrücktwerden!“

„Zatwohl,“ brummte die Köchin.

„Auguste, ich verbitte mir Ihre Frechheiten! Ich . . .“ Sie kam nicht weiter. Aus der Nebenstube drang plötzlich ein jämmerliches Schreien. Mag kam herbeigestürzt mit allen Zeichen höchsten Entsetzens: „Mam — maa . . . Mam — maa . . . wo ist der — der Männer? Ah . . . hu . . . hu! Der Männer . . . ist ja . . . weg!“

„Um Himmels . . . was?“ Sie stürzten alle wie elektrisiert auf den Jungen zu.

„Der Männer ist weg!“

„Um Gottes willen, nein . . . der Hund . . . er wird doch nicht . . .?“ Auch der Vater sprang auf.

„Männel!“ schrie Erna und stürzte davon, kam aber schon nach wenigen Sekunden mit wildem Schluchzen zurück: „Männer ist weg . . . natürlich . . . die Auguste hat die Korridortüre aufgelassen! Ah, Männer, mein . . . Männer . . .“ Sie warf sich, von einem Weinkrampf geschüttelt, auf den Divan. Die Jungen stimmten ein. Der Vater griff nach seinem Hut: „Aber, dann doch man schnell weg . . . juchen! . . . Was heult Ihr denn herum, hier, rasch! . . . rasch! . . . So was können Sie auch nur, Sie Gans.“ Er gab dem Mädchen, das ihm nicht schnell genug Platz machte, einen Schubs, daß sie an den Ofen flog.

Auguste schrie auf. „Aber dies is ja doll! Doch noch hauen lassen, um son Vießel! Ich zeige Ihnen an! Sie . . . bei derjen Sie nich . . .“

„Halten Sie 's Maul! Sie . . . sonst bekommen Sie noch eine.“ Die Mutter nahm Sie am Arm und schubste sie in die Küche hinaus. „Einem den Hund weglassen zu lassen, unsern guten Hund — unsern!“ Sie schluchzte.

„Mama,“ wimmerte Erna, „wer weiß, wo er hinkommt, am Ende wird er geschlachtet!“

„Männel!“ heulien die Jungen in den herzerweichendsten Tönen.

„Männel . . . Männel . . .“

„Auf der Straße und auf dem Hofe ist er nicht.“ Der Vater kam wieder herauf und warf den Hut auf den Tisch, er sah aus, als wollte er selber weinen.

„Wer weiß, wo der ist.“

„Vielleicht hat ihn schon 'n Automobil gerädert.“

„Ober der Schinder hat ihn . . .“

„Nein, nein, den stehlen sich Hundediebe, der wird geschlachtet . . .“

„Vor allen Dingen werden wir ihn annonciieren,“ sagte der Vater. „So, ich schreibe gleich die Annonce: Ein gelber, schöner und liebenswürdiger Fleder, auf den Namen Männer hörend, ist entlaufen . . . Es kann auch an die Litschhäulen: Wie viel Belohnung bieten wir? Ich denke, fünfzig Mark.“

„Ja, ja; fünfzig Mark. Aber paßt mal auf, wir kriegen ihn nicht wieder.“ Die Mutter begann zu weinen. „So hübsch und lieb, wie er war . . .“

„So drollig,“ schluchzte Erna.

„Ja, unser Männer, unser Tadelchen!“ Der Vater seufzte schäwer und stützte den Kopf in die Hand. Dann horcht er plötzlich auf: „Aber hört doch mal, da . . .“

„Ja, hört doch mal!“ Alle Köpfe flogen in die Höhe.

„Da blafft ja Männel!“

„Er kratzt an der Korridortür!“

„Männel . . . Männel . . . Unser lieber Männel!“

Im Triumph, auf seinen eigenen Armen, trug Papa den Hund in den Salon.

„Du Rader! Du Ausreißer!“

„Wie kannst Du den fortlaufen, Du Schlingel?“

„Wenn sie Dich nun geschlachtet hätten?“

„Aber diese Nacht schläfst Du bei mir,“ juchzte Erna.

„Nein, bei uns,“ schrien die Jungen.

„Als ob der überhaupt wo anders im Bett bleibt als wie bei Vatarn,“ lachte Mama glückselig.

„Wo bist Du denn bloß gewesen, Männer?“

„Wo wird er 'n gewesen sein,“ brummte Auguste, die mit Wischtuch und Besen hereinkam. „Bei seine Braut in de dritte Etage. Der und Berners Kopf, dett wird ja ne Sorte werden!“

„Auguste, jetzt seien Sie aber mal endlich still und führen Sie nicht solche Reden vor den Kindern.“

Der Vater warf ihr einen verweisenden Blick zu: „Hier haben Sie überhaupt dreißig Pfennige, holen Sie ein Ende Lebertwurf für Männer — weil der liebe Kerl bloß wieder da ist!“ —

en. Eigentümliche Blitze. Ein Gewitter erzwingt sich schon die Aufmerksamkeit jedes Menschen, der nicht gerade fest schläft oder sehr emsig beschäftigt ist. Dennoch ist es nicht leicht, wirkliche Beobachtungen dabei zu machen, namentlich bezüglich der Blitze, da man die Zeit nach dem Drie ihres Erscheinens nie mit Sicherheit voranschauen kann. Aus dem gleichen Grunde ist auch das Studium der Blitze mittels der Photographie von Zufälligkeiten abhängig. So kommt es, daß unsere Kenntnis über die verschiedenen Eigenschaften der elektrischen Entladungen in der Atmosphäre noch einer Vermehrung bedarf. Manche Blitze, besonders die von großer Helligkeit, scheinen eine gewisse Zeit stehen zu bleiben und erst allmählich zu verlöschen. Sehr häufig ist dieses Phänomen nicht gerade sichtbar. Im allgemeinen zeigt es sich nach sehr glänzenden Zimtblitzen. Man sieht dann auf dem dunklen Hintergrunde des Himmels ein Bild des Blitzes selbst, der genau die Stelle einnimmt, wo dieser niedergerückt ist. Die Farbe des Blitzes ist ein grünliches oder röthliches Gelb und verliert sehr rasch ihren Glanz. Man könnte glauben, daß diese Erscheinung lediglich eine Art von Augentäuschung sei, ein nachhaltiger Eindruck des plötzlichen Lichts auf die Retzhaut des Auges. Touchet, der über diesbezügliche Beobachtungen jetzt an die Pariser Akademie der Wissenschaften berichtet hat, versichert jedoch, daß dem nicht so sei, indem er das Nachbild auf der Retzhaut neben dem Nachglanz des Blitzes selbst hat unterscheiden können. Das Nachleuchten eines Blitzes kann ein bis zwei Sekunden dauern und treffend mit dem Schweif eines Meteors, mit dem einer Komete oder

auch mit dem Nachleuchten des Fadens einer Glühlampe nach Unterbrechung des Stromes verglichen werden. Auch das Experiment wäre heranzuziehen, wonach ein Stück Kreide nach der Verührung durch einen elektrischen Funken eine eigentümliche Phosphoreszenz erkennen läßt. Die Erklärung wird vielleicht durch die Tatsache gegeben, daß manche Blitze aus mehreren Entladungen entstehen, die nach einander dieselbe Bahn verfolgen. Die Zwischenräume zwischen diesen einzelnen Entladungen betragen gewöhnlich etwa  $\frac{1}{10}$  Sekunde, stehen also fast an der Grenze der Wahrnehmbarkeit durch das Auge. So erklärt sich das eigentümliche Zittern des Lichts, das durch einen Blitz hervorgerufen wird und nach der früheren Annahme auch der Schein des Nachleuchtens. Touchet behauptet allerdings, daß diese beiden Erscheinungen nichts mit einander zu tun haben. Das Zittern des Lichts sei der schnellen Aufeinanderfolge mehrerer Entladungen zuzuschreiben, das Nachleuchten aber werde dadurch bewirkt, daß durch den Blitz die Bestandteile der durchschlagenden Luft vorübergehend ins Glühen versetzt werden. Nach vielen Versuchen ist es Touchet gelungen, für diese Ansicht einen Beweis durch photographische Aufnahmen zu erhalten. Der von ihm photographierte Blitz, der sehr hell war und von dem erwähnten Leuchten gefolgt wurde, zeigte auf der Platte längs seines Verlaufs ein leuchtendes Band, dessen Entstehung wohl nur durch eine tatsächliche Erscheinung, nämlich durch das vorübergehende Glühen der benachbarten Luft erklärt werden kann. Besondere Studien über diese Frage haben übrigens schon früher L. Weber in den Sitzungsberichten der Preussischen Akademie der Wissenschaften und W. Walter im Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten veröffentlicht. —

### Theater.

**Neues Theater. „Künstler.“** Ein Stück aus der Wiener Bohème in drei Akten von Josef Holzinger. — Die Direktoren Karl und Theodor Rosenfeld, die das Neue Theater für die Sommermonate gepachtet, brachten am Sonnabend nach einiger Verzögerung durch die Zensur das neue Stück, das man in englischer Manier die ganze Spielzeit hindurch zu wiederholen denkt, heraus. Im Winter gab es genug Premieren von Dramen, denen es besser gewesen wäre, sie hätten nie das Bühnenlicht erblickt, aber kaum etwas so Verstimmdes wie diese sommerliche Novität, für die hoffentlich — schon in Rücksicht auf die guten schauspielerischen Kräfte des Ensembles wäre das zu wünschen — bald ein Erjaß geschafft sein wird. Ganz sicher laufen in der Bohème nicht lauter so witzige und erfindungsreiche Gesellen, wie Bürger sie in seinen lebenswürdig heiteren Skizzen geschildert hat, umher, aber dieses Maß von Rückertheit, dieser radikale Mangel an Temperament, Geist, Phantasie, dessen Holzingers Bohémiens sich befechtigen, ist ganz gewiß kein Gattungsmerkmal. Oder, sollte es am Ende für manche Gruppen der Lohemewelt typisch sein — hinter dem Pseudonym, heißt es, stehe ein junger Bildhauer, dem man Kenntnis der Künstlerreise also doch von vornherein wird zutrauen dürfen —, nun so hätte, wenn dergleichen überhaupt dargestellt werden sollte, dieses geistige Defizit der geschilderten Personen durch den Stil der Darstellung ausgeglichen werden müssen. Eine in die Tiefen bohrende Psychologie kann auch aus langweiligen und leeren Subjekten Interessantes herausholen, eine originelle Beleuchtung in dem Banalen verborgene Züge des menschlich Bedeutsamen uns schauen lassen. Aber hier befindet sich die Darstellung al pari mit dem fatalen Niveau der Personen, und die primitiv unbehilfliche dramatische Technik, charakteristisch unter anderem in der Art, wie alle Augenblicke, je nach Bedarf, die Menschen zur Tür hinein- und herausbefördert werden, trägt ihrerseits nach Kräften dazu bei, den Eindruck des Verfahrens zu verflären.

Noch erheblich trister als um die Intelligenz ist es um den sittlichen Zustand dieser Bohémiens bestellt. Der Maler Schmitz, der Trottel, der, als ihm ein Fräulein im Spaß aus seiner Hand weisagt, er werde durch Selbstmord endigen, plötzlich in Hypochondrie verfällt und sich beeilt, die Prophezeiung wahr zu machen, nimmt sich neben der stumpfen Roheit der übrigen beinahe noch sympathisch aus. Da gibt es einen Bildhauer, einen verflochtenen Kerl und Schürzenjäger, der sich durch die Arbeit seiner armen schwindigbüchigen Konkubine erhalten läßt, und das Bruderpaar Lehner — der eine, ein schlappiger Bengel, der die Mädchen, denen er den Kopf verdreht hat, mit ausgefuchtem Hohn behandelt, aber ihre Gelber gern in die Tasche steckt, der andere, der Held des Schauspiels, ein kalblütig zynischer Verfälscher, übel gelaunt, Verteidiger der „freien Liebe für Mann und Weib“, der, auf die Probe gestellt, zu einem grillig eifersüchtigen Tyrannen wird. Dieser Umschlag, der zu dem „Künstler“-Thema in keiner inneren Beziehung steht, aber, sein entwickelt, wohl interessieren könnte, wirkt in der plumpen Art, wie er gezeichnet ist, so peinlich wie die ganze übrige Liebesgeschichte. Schon die unergleichen Brutalität der Werbeszene im ersten Akte macht jede Anteilnahme an den weiteren tragisch aufgeschminnten Wendungen unmöglich. Die in Rudolf Lehner platonisch verliebte Sängerin, an deren sentimentale Tiraden wir später allen Ernstes glauben sollen, läßt sich da wie ein Hund von ihrem Angehörten behandeln. Er weist ihr die Tür, wenn sie ihm nicht zu Willen sein wird. Sie geht und kehrt im Augenblick, als wäre nichts gewesen, wieder, dann wirft

er sie zum zweitenmal moralisch hinaus mit dem Effekte, daß die Erde nun endlich von Liebe überwunden in seine Arme stürzt. Zum letztenmal wird sie, und zwar ohne Widerruf, im dritten Akt herausgeworfen, da nämlich Rudolf sie nun wirklich zu lieben glaubt (als ob er dazu fähig wäre!), es aber alsobald trotz seiner Theorie ganz unerträglich findet, daß sie vor ihm noch anderen angehört haben kann. Ihr Geständnis macht ihn melancholisch, das persönliche Zusammentreffen mit dem Mann, der sie besaß, bringt ihn in blinde Wut. Emma, die sich inzwischen als Musterepigramm von Tugend und aufopfernder Liebe entpuppt, hat sich unter diesen Umständen auf des Autors Geheiß aus dem Fenster zu stürzen.

Gans Pagah, Marie-Glümer, Rudolf Bernauer und Alexander Clert mühten sich in den Hauptrollen umsonst. Der Beifall, der ja nie bei den Premieren fehlen darf, klang dünn und nutzlos, ein Teil des Publikums machte seinen Gefühlen durch Zischen Luft. —

### Humoristisches.

— Kathederblüten veröffentlicht die „Tägl. Rundsch.“. Wir setzen einige hierher.

„Ich werde nächsten Sonnabend wiederum eine Repetition anstellen, und zwar in der Art, wie ich mich überzeugt habe, daß es gar nicht geht.“

Ihre Arbeit ist ohne Aufmerksamkeit und Lächelblatt gemacht.

Ihre Arbeit fängt gleich damit an, daß Sie am Ende den Punkt weglassen.

Wenn ich auf dem Gange gehe und den Lärm höre, sollte ich gar nicht denken, daß ich in Sekunda bin. (Gelächter.) Worüber lachen Sie denn, etwa über mich, ich wüßte nicht, was sonst hier lächerlich wäre.

Sie sprechen ja wie ein dreijähriges Kind, das noch nicht sprechen kann!

Holzappel, wenn Sie mit mir reden, so schweigen Sie! Nun stehen Sie wieder am Fenster, wenn nachher einer herausfällt, so ist es wieder keiner gewesen.

Sie sind nicht wert, neben den anderen Schülern zu sitzen; setzen Sie sich zu mir.

Käse ist geronnene Dohsemilch.

Aus der Monarchie Alexanders des Großen entstanden drei Reiche, die sich im östlichen Teile des Mitteländischen Meeres bildeten.

Da ich meine Schüler noch nicht recht kenne, wird jeder, den ich bezeichne, mir seinen Namen nennen, also: Deder, wie heißen Sie? —

### Notizen.

— Moderner Zeitungsbetrieb. Das Blatt „Daily Mail“ wird, wie die „Vossische Zeitung“ berichtet, fortan in Paris fast zur selben Stunde erscheinen, wie in London. Dadurch gewinnt der Verleger vor seinen Londoner Konkurrenten einen Vorsprung von acht Stunden. Und da nun „Daily Mail“ in Marseille vor allen englischen Zeitungen und zu rechter Zeit anlangt, um noch mit einem Postdampfer abzugehen, den die Konkurrenten nicht mehr erreichen, so gewinnt sie für Ägypten, Indien, Australien und Neu-Seeland sogar mehrere Tage. —

— Eine Handelsakademie für Frauen wird in Freiburg in der Schweiz eröffnet. Vorgelesen sind zwei Studienjahre, denen eine Vorbereitungsstufe vorangehen wird. Das Programm hält sich an das der höheren Handelsschulen in Deutschland. —

— Der „Verein für deutsches Kunstgewerbe“ in Berlin erläßt ein Preisaus schreiben, das zwei bisher wenig beachtete Aufgaben unserer Wohnungsausstattung zum Wettbewerb stellt, nämlich Farbe und Leinwand von Wand, Decke und Fußboden, also der Flächen, die unsere Zimmer begrenzen. Für Preise und Ankäufe stehen mehr als 2000 M. bereit. Die Einlieferungsfrist läuft mit dem 24. Juni d. J. ab; die Bedingungen sind von der Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 9, Vellebuestraße 8 (Künstlerhaus) kostenlos zu erhalten. —

— Der Maler und Graphiker Richard Winkel ist als Lehrer an die Kunstgewerbeschule in Magdeburg berufen worden. —

— Der Preis des Radiums ist derart gestiegen, daß für  $\frac{1}{1000}$  Gramm 400 M. bezahlt werden. Bis jetzt sollen überhaupt nur 15 Gramm des Stoffes erzeugt worden sein. —

— Ein Viertel Dugend Ehrenerklärungen gibt Heinrich Klopff in Wettendorf im „Fienhagener Kreisblatt“ auf einmal ab. Heinrich Klopff schreibt: „Die Beleidigungen gegen die vier Bauern in Steimble nehme ich hiermit zurück und erkläre hiermit, daß die Bauern keine Pferde, sondern rechtliche Bauern sind.“ — Ferner: „Die Beleidigung gegen den Vorstand der Kuhklasse zu Steimble nehme ich hiermit zurück und erkläre hierdurch, daß die Vorstandsmitglieder keine Esel, sondern Vorstandsmitglieder der Kuhklasse sind.“ — Ferner: „Die Beleidigung gegen Fräulein Emma Kneede nehme ich hierdurch zurück und erkläre hierdurch, daß Fräulein Emma Kneede keine staltliche Kuh, sondern ein braves Mädchen ist.“ —